

Anna Balder

Thema 3

Eine neue Ethik könnte bedeuten, „dass man sich diesem primären Ausgesetztsein vor dem Anderen nicht verschließt und erlittenes Leid nicht in Rechtfertigung für neue Gewalt umwandelt (...) sondern statt dessen eben die Unerträglichkeit des Ausgesetztseins als Zeichen einer geteilten Verletzlichkeit, einer gemeinsamen Körperlichkeit, eines geteilten Risikos begreift. (...) Vielleicht liegt unsere Chance, menschlich zu werden, gerade in der Art und Weise, wie wir auf Verletzungen reagieren.

Judith Butler: Kritik der ethischen Gewalt, 2003, S. 100 f.

Wenn ich jemanden auf der Straße spontan fragen würde, wie der Begriff „Ethik“ für diese Person definiert ist, wären die Antworten vermutlich sehr unterschiedlich. Eventuell gebe es Antworten von „ein Ersatzunterricht für Religion“ bis „eine Disziplin, die sich mit dem Zusammenleben in einer Gesellschaft beschäftigt, die durch das Verhalten jedes einzelnen Mitgliedes geprägt wird“. Auch wenn es verschiedene Möglichkeiten gibt, diesen Begriff zu beschreiben, baut der Text auf dieser Aussage auf: Wie soll man sich gegenüber anderen Personen verhalten, um möglichst friedlich miteinander zu leben?

Was ist nun also das Ziel der Ethik? Ist es, Verhaltensregeln zu formulieren? Ist es, jeden und jede auf die Verantwortung gegenüber der Gemeinschaft aufmerksam zu machen? Oder ist es schlussendlich doch nur ein Ersatzunterricht für Religion? In einem Auszug ihres Werkes „Kritik der ethischen Gewalt“ formuliert die zeitgenössische Philosophin Judith Butler, wie die Ausübung von Gewalt andere in deren Bewusstsein für Verletzlichkeit prägt. Ihr Ziel ist es nicht etwa Regeln oder Maßstäbe für das richtige Verhalten innerhalb einer Gemeinschaft wie auch nach außen zu weiteren Gemeinschaften festzusetzen. Im Gegenteil, Judith Butler verweist auf die Menschlichkeit, durch welche das friedliche Zusammenleben möglich wird, ohne sich strikt nach Regeln richten zu müssen. Gewalt führt zu Leid, das wiederum die Verletzlichkeit des eigenen Selbst sowie der Anderen erkennen lässt und folglich die Menschlichkeit zum Vorschein bringt.

Welche Bedeutung hat der Begriff der „geteilten Verletzlichkeit“? Das Wort „geteilt“ kann auf zwei unterschiedliche Arten aufgefasst werden. Zum einen bedeutet „geteilt“, dass etwas in zwei oder mehr Stücke getrennt wurde und nicht mehr zusammenhängt. Im Gegensatz zum Wort „trennen“ hat „teilen“ jedoch meist einen positiven Mitklang, wie etwa seine Kekse mit jemandem zu teilen. „Geteilte Verletzlichkeit“ bezeichnet also die Aufteilung der Verletzlichkeit auf die Mitglieder einer

Gemeinschaft. Die Vorteile aus dieser „geteilten Verletzlichkeit“ bestehen demnach darin, dass jeder und jede Leid und Schmerz empfindet. Sobald Eigenschaften, Erfahrungen oder Bestrebungen untereinander geteilt werden, wird ein Gefühl der Verbundenheit geschaffen. Und ebendiese Verbundenheit führt dazu, dass sich eine Gesellschaft als Gemeinschaft begreift. Die eigene Verletzlichkeit lässt die Verletzlichkeit des Anderen stärker im eigenen Bewusstsein wahrnehmen. Das heißt, dass die Empathie für andere Personen in den Vordergrund des eigenen Denkens und folglich auch des eigenen Handelns rückt.

Wie kommt es zu dieser „geteilten Verletzlichkeit“? Der Weg hin zu dieser „geteilten Verletzlichkeit“ führt über Gewalt, denn nur wer verletzt wird, kann Verletzlichkeit empfinden. Allerdings bezeichnet Gewalt nicht nur brutale Schlägereien oder Morde, sondern auch kleinere Schubereien oder Gewalt durch Worte wie Beleidigungen und Beschimpfungen. Immerhin können sowohl der Geist als auch der Körper verletzt werden. Wer Gewalt einmal erlebt hat, empfindet Schmerz und Trauer, aber auch Wut und Verzweiflung. Diese Wut über den Schmerz darf nicht noch mehr Gewalt hervorrufen, sonst verirrt man sich in einen Teufelskreis der Gewalt. Ein Beispiel hierfür ist Mobbing:

„Ich bin ein Junge und 11 Jahre alt. Mein Körper ist sehr schwächlich. Warum? Ich weiß es nicht. Meine Eltern sagen mir, ich werde noch wachsen. Später muss ich nicht mehr stark sein. Jetzt muss ich es. Unbedingt. Es dauert viel zu lange. Bis dahin bleibe ich daheim. Ich will nicht in die Schule. Nicht mehr. Ich kann ihn nicht leiden. Nein, ich hasse ihn. Nur weil ich im Sportunterricht Hilfe beim Tragen der Matten brauche und keine Medizinbälle heben kann. Immer schubst er mich. Ich bin zu schwach. Aber ich brauche meine Brille. Ich kann sie nicht absetzen, sonst finde ich sie wieder nicht. Er war es. Ich weiß es. Auch mein Rucksack fehlt oft. Ich stolpere, obwohl nichts am Boden liegt. Doch da ist sein Fuß - schon wieder. Das war nicht meine Schuld. Seine nur seine. Ich hasse ihn. Ich hasse mich.“

All der Hass und Frust, die über die Wochen, Monate oder sogar Jahre aufgestaut werden, können nicht von jedem oder jeder verarbeitet werden. So kann aus dem kleinen schwächtigen Jungen selbst ein Mobber werden, wenn er einen Wachstumsschub hat oder eine hohe Position zum Beispiel im Beruf einnimmt. Aber genau dazu darf es nicht kommen. Gewalt ist nicht mit Gewalt zu rechtfertigen. Diese Situation konnte nicht verhindert werden, jetzt muss das Leid dieses Jungen geteilt werden. Er darf nicht allein gelassen werden. Das Leid kann er mit anderen Betroffenen teilen, mit seinen Eltern oder anderen Vertrauten. Auch wenn nicht alle Personen genau dasselbe erlebt haben, wird das Leid durch Erzählungen und ähnliche Erfahrungen geteilt. Ein kollektives Bewusstsein für die negativen Auswirkungen einzelner Handlungen kann nur durch den Austausch untereinander erfolgen, denn nicht jede Person wird sich in jeder möglichen Situation mit

gewalttätigen Handlungen wiederfinden. Besonders wichtig für diesen Schritt, dem Begreifen der „geteilten Verletzlichkeit“, ist demnach die Kommunikation miteinander.

Dies kann auch durch das Heranziehen der Goldenen Regel erläutert werden: „Was du nicht willst, das man dir tut, das füg‘ auch keinem anderen zu.“ Um nach diesem Satz zu handeln, muss jedoch bekannt sein, was genau es ist, das man nicht will. Oftmals sind einem die Auswirkungen des eigenen Handelns auf andere Personen nicht klar oder man selbst hat noch nichts Derartiges erlebt, wie also soll man für sich selbst festlegen, was man nicht will. An diesem Punkt kommt die „geteilte Verletzlichkeit“ zum Tragen. Eine Person muss nicht alles direkt erlebt haben, um zu wissen wodurch andere Personen verletzt werden. Es reicht zu erfahren, wie die Betroffenen sich in diesen Situationen gefühlt haben, und dies mit eigenen schmerzlichen Erfahrungen zu verknüpfen. Die Verwendung eines Beispiels konkretisiert diese Aussage:

Mädchen A wird von Mädchen B ein Bein gestellt und Mädchen A fällt zu Boden. Anfangs lachen einige noch, bis sie bemerken, dass Mädchen A sich ein Knie und den Ellbogen aufgeschürft hat. Mädchen B erinnert sich daran, dass sie vor Schmerz lange geweint hat, als sie sich das Knie beim Spielen verletzt hatte. Mädchen B hilft Mädchen A beim Aufstehen und versucht sie zu trösten.

Durch das Wiedererinnern an den eigenen Schmerz entsteht eine neue Art der Verbundenheit zwischen Mädchen A und Mädchen B. Mädchen B will Mädchen A trösten und ihr beistehen. Dieser erneut ins Gedächtnis gerufene Schmerz führt zur „geteilten Verletzlichkeit“. Auch nach dem Kategorischen Imperativ von Kant: „Handle nur nach derjenigen Maxime, von der du auch wollen kannst, dass sie allgemein gültig ist.“ fällt die Entscheidung, zu handeln oder nicht zu handeln, leichter, wenn man Schmerz und Verletzlichkeit durch eine ähnliche Handlung empfunden oder wahrgenommen hat. Die Überlegung, inwiefern eine Handlung mit dem eigenen Gewissen vereinbar ist und vielmehr noch was die Konsequenzen wären, würde jeder und jede so handeln, ist umso durchdachter, je mehr Erfahrungen man gesammelt hat.

Was folgt also aus dieser „geteilten Verletzlichkeit“? Das Ziel, das erreicht werden soll, ist die Wandlung von der Gewalt hin zur Gewaltlosigkeit. Der entscheidende Faktor ist die Menschlichkeit. Die Menschlichkeit – genauer gesagt die Empathie – soll in den Vordergrund rücken und dadurch der Wille zur Gewaltlosigkeit innerhalb einer Gesellschaft steigen. Der Wunsch nach einer gewaltlosen Gesellschaft baut auf dem Prinzip der „geteilten Verletzlichkeit“ auf: Mitleid entsteht aus der Wahrnehmung des Leides anderer. Darauf folgt das Mitgefühl, bei dem man sich selbst an den einst erlittenen Schmerz erinnert. Zum Schluss erreicht man das Einfühlungsvermögen, welches uns erlaubt, uns geistig in dieselbe Lage wie die betroffene Person zu versetzen und denselben Schmerz

zu fühlen. Sobald diese drei Phasen abgelaufen sind, ist ein klareres Bewusstsein für die Auswirkungen von Gewalt entstanden und folglich auch ein stärkerer Wille, Gewalt zu verhindern – für sich selbst, aber auch für andere.

Kann es also sein, dass sich die Gemeinschaft selbst zu einer gewaltlosen Gesellschaft wandelt, wenn nur genug Gewalt herrscht? Kann die Verletzlichkeit nicht schneller geteilt werden, wenn jeder und jede mehr Schmerz empfindet? Diese beiden Fragen sind mit einem klaren Nein zu beantworten. In der aufgestellten These geht es keineswegs darum, mehr Gewalt zu schaffen. Die Intention ist, aus der bestehenden Gewalt zumindest ansatzweise etwas Gutes ziehen zu können. Mehr Gewalt würde die Gesellschaft verschlechtern, weil nicht jeder oder jede, der oder die Gewalt ausübt, sich aufgrund dieser „geteilten Verletzlichkeit“ ändert. Viel wichtiger als die direkte Verhinderung von Gewalt sind bei diesem Ansatz die Prävention und eine dauerhafte Änderung hin zur gewaltlosen Gesellschaft. Die Größe des Schmerzes ist kein Kriterium für die Wirkungskraft der „geteilten Verletzlichkeit“. Ausschlaggebend sind lediglich die Kommunikation und der Austausch untereinander.

Gewalt über Nacht zu stoppen, ist nicht möglich, also warum nicht mit Gewalt zur Gewaltlosigkeit? Dies ist ein Ansatz, der leicht missverstanden werden kann. So geht es nicht darum, Frieden zu fordern und wenn nötig mit Gewalt durchzusetzen, sondern um einen Wandel im Denken der Menschen. Durch das Erfahren von Gewalt und das Teilen daraus folgender Empfindungen soll die Empathie jedes Einzelnen und jeder Einzelnen zum Vorschein gebracht werden. Sobald dies geschehen ist, steigt der Wunsch nach Gewaltlosigkeit, denn niemand erfährt gerne Schmerz oder sieht gerne wie andere leiden. Die Menschlichkeit, die in jedem Menschen schlummert, soll wachgerüttelt werden. Immerhin sind Mensch und Menschlichkeit verwandte Wörter und stehen in engem Zusammenhang, selbst wenn nach der Menschlichkeit erst gesucht werden muss. Aber das ist das Leben: die Suche nach ... dem eigenen Selbst, welches aus vielen kleinen Puzzleteilen besteht. Die Menschlichkeit ist eines dieser Puzzleteile und sogar verloren geglaubte Teile tauchen im Sofa oder unter dem Teppich irgendwann wieder auf.